

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 29 (1939)  
**Heft:** 41

**Nachruf:** Hermann Aellen  
**Autor:** Rysseler, Hans

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## † Hermann Nellen

Der Tod, der das Leben des Heimatdichters Hermann Nellen im 52. Lebensjahre unerwartet zu sich nahm, hat eine Entwicklung zerbrochen, die noch nicht vollendet war. Er selber sagte einmal, er hätte bis jetzt noch nichts Epochales oder Bedeutendes geschaffen, alles sei noch Fragment. Aber wem schon gefelkt die Gnade, 50 Jahre an seinem „Faust“ zu bosseln, hinzuwerfen, abzuwarten, sich ermuntern zu lassen und neu zu beginnen, mit zittriger Hand die letzte Zeile zu setzen, sich hinzulegen und zu sterben?

Wie so viele unserer Dichter ging Hermann Nellen aus dem Lehrerstande hervor. Er gehörte also zu jenen zahlreichen Vertretern unserer geistigen Führungsschicht, welche die „pädagogische Provinz“ mit dem Dichteramte vertauschten. Weil man aber unsere Dichter, die vom Ertrag ihrer Werke notdürftig leben können an den Fingern einer Hand herzählen kann, hielt er immer wieder neuen Einzug in die Tagesfron der Redaktionsstuben. „Oberländer Tagblatt“, „Berner Tagblatt“, „Freier Rätier“, „Neue Berner Zeitung“ und „Die Südschweiz“ waren solche Stationen. Um es vorweg zu sagen: Nellens literarische Berichte und Rezensionen sind nicht das Unbedeutendste, was er geschaffen, und zeigen uns den Dahingegangenen als warmfühlenden, besonnenen und sprachgewandten Betrachter des schweizerischen Geisteslebens. Das Blatt aber, das ihm fehlte, gründete und betreute er selbst, es ging ihm im Tode voran und nannte sich „Heimatstimmen“.

Heimatstimmen! In diesem Wort liegt der ganze Mann. Aber Heimat ist kein fester Begriff in einem Lande, wo an einem Tage in eng geschichteten Falten die Klimata aller Länder der Erde zu durchreisen sind; wer gestern im lauen Wasser schwamm und im heißen Sande lag, betritt heute den Gletscher und erfährt an sich die ungeheure Spannweite des Lebens. Von hier aus beleuchten wir einen im Leben Hermann Nellens empfindbaren Zwiespalt.

Wer auf die stattliche Zahl der Veröffentlichungen Hermann Nellens zurückschaut, wird sich des Eindruckes nicht entschlagen können, daß durch Veranlagung, Hemmungen und sonstige Einflüsse, dessen Werke mit einer merkwürdigen Zerteilung und Gegenfährlichkeit belastet sind. Und zwar sowohl in Betrachtung der dichterischen Formkraft, welche vom Bäurisch-Polternden bis zum Sentimental-Verstiegenen reicht, wie nicht minder vom Stofflichen her, welches nordische Dunkelheit wie südliche Helle umfaßt. Ja, dieser Zwiespalt kam noch im Äußeren ans Licht: die feste Bauerngestalt des von der Scholle Flüchtigen, im immer gepflegten städtischen Gewande eines Kulturapostels und Feuilletonisten.

Fragen wir nun nach der Schwere dieser Hälften, so glauben wir, daß das Nordisch-Trochige das Echtere war. Im Saanenlande war er geboren, der Ruch dieses Bodens blieb sein Erbe. An einem der schönsten Ausgucke des Tessins ging er hinüber, im Süden ruht seine Asche. Das südlich Gelöfte und Weiche blieb seine Sehnsucht. Nellens Reich war die Schilderung knorzigem, hinterhältigen Bauerntums (so etwa in der gedrängten Erzählung „Der Jodlerkönig“), das trochige Rebellieren des Unverstandenen („Der Trutzprophet“). Als ich den Tessiner Roman „Die Lawine von Gurin“ las, fühlte ich mich im Saanenlande.

Eine kurze Sicht über das von ihm Geschaffene zeigt uns deutlich eine Zweiteilung seines Erlebnisraumes. Hier der Tessin, dort das Bauerntum seines Saanenlandes. Von seinen 15 Werken spielen 6 im Tessin: Die Lawine von Gurin, Die zu Luggarus (Locarno), Hauptmann Heizmann, Rote und weiße Kamelien, Briefe an eine Tessinerin und das Söldnerpiel Baschy Rusch. Genau ebensoviele in der nördlichen Heimat: Heimatfeinde, Der hohe Ruf, D'Chappelerbuebe, Heimatfucher, Annemarie will in die Welt und Aufbruch im Schlatt. Drei

seiner Werke stehen außerhalb: die beiden nicht sehr gelungenen Dichtungen in Prosa „Biblische Gestalten“ und „Bekanntnisse eines Lebendigen“, sowie sein schönstes, sein gefonntestes Werk „Der Trutzprophet“. In diesem Ferdinand-Hodler-Roman (1932 erschienen) hinterläßt er uns seine gütigste Schöpfung.

Nicht vergessen seien Nellens Tageschriften und biographische Studien, die er für Heinrich Federer, sein immer wieder angestrebtes Vorbild, für Johannes Jegerlehner und den Saaner Heimatdichter J. J. Romang schrieb. Nicht vergessen sei die Tatkraft des Mannes, der als eigentlicher Gründer des schweizerischen Schriftstellervereins zu gelten hat. Nicht vergessen sei seine Initiative, die das Schweizerische Schriftsteller-Lexikon (1918) entstehen sah, das sich dann 1925 zu dem etwas unförmigen schweizerischen Zeitgenossenlexikon entwickelt hat. Immer wieder strebte er nach Zusammenschluß der Geistigen, nach einer Gemeinde von Gleichgesinnten, um der Förderung des schweizerischen Kulturschaffens zu dienen. Als Gründer des Vereins schweizerischer Literaturfreunde schrieb er einen anonymen „Führer zum literarischen Schweizerbuch“, das er immer wieder in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt sehen wollte, lange bevor es das agitatorische Schlagwort von der geistigen Landesverteidigung gab!

Würde der demokratische Staat etwas höher von dem durch die Dichtung gesponnenen geistigen Bande zwischen Staat und Gemeinschaft denken, er hätte einem so warmen Verkünder des Schweizertums eine Plattform schaffen müssen, die der ruhigen Entwicklung zugutgekommen wäre.

Die Unsicherheit des Künstlers in unserer Zeit, der heiße Kampf um die materiellen Grundlagen und um die Bewahrung einer angesehenen Bürgerlichkeit, muß die Schuld dafür tragen, daß Hermann Nellen nicht mit letzter Konzentration seinem Dichtertume leben konnte. Umso bewunderungswürdiger ist diese Leistung und die erstaunliche Fähigkeit, welche ihn trotz seiner qualvollen Leiden, die Feder bis in die letzten Stunden vor seinem Tode zu führen half. So wie ihn oftmals bessere Organisatoren mit gesellschaftlicheren Talenten von seinen Gründungen trennten und ihn um Werk und Lohn brachten, so stellte sich nun unversehens der Todfeind zwischen Welt und Werk.

Hermann Nellen durfte in seinem kleinen Häuschen hoch über aller Erden schwere in der Obhut seiner Gattin hinübergehen. Wir vergessen ob des Künstlers gar zu gern der geduldigen Genossin, die ihm Heim und Trost gibt, dämpft und lenkt und mildert, und im Stillen tut, was der Mann im Getriebe des Marktes. Mit rückhaltloser Anerkennung darf angesichts der nie nachlassenden Kämpfe seiner klug führenden und humorvoll ausgleichenden Gattin gedacht werden, die den oft Verzagten immer wieder gütig ermunterte. Ihr gilt auch heute der lyrische Dank des jungen Dichters (aus dem Jahre 1913):

Nun laß mich gläubig deine Hände fassen,  
Und dankerfüllt in deine Augen schauen,  
In diese Augen, die zu Vorbeeren  
Mich führen und in stille Fassen,  
Zu sturmgeklärter, heller Einsamkeit,  
Zur Eingangspforte lichter Ewigkeit.  
Mit dir vereint keimt meiner Seele Saat,  
Und Schöpferkraft zu einer ganzen Tat.

Die Seelenverfassung des Dichters tut sich am reinsten in der Lyrik kund. Bei Hermann Nellen floß sie nur spärlich; die willensmäßige, raube Art seiner Sprachgebung und ein fühlbares Defizit an rhythmischer Sicherheit (der Dichter war Augenmensch) verbauten ihm den Zugang zum Lied. Die wenigen langbaren Strophen, die wir kennen, sind herkömmlich, zeugen aber von seinem einst empfindsamen Herzen:

Ich bin so müde, und mein Herz ist leer,  
Zwei schwache Hände halten letzte Wehr.  
Viel Stimmen schweigen, nur die eine spricht:  
Halt still und leide, es ist Menschenpflicht.

1939 im ersten Jahre des neuen Weltkrieges, als die Massenfürgen sich wieder auftaten, verstummte er. Die dazwischenliegende Frist des verlorenen Friedens war seine Schaffenszeit. In diesen 25 Jahren ging er den Weg, den Europa zu gehen vergaß, den Weg vom Dunkeln ins Helle, den Pfad, der in die Stille führt. Uns aber bleibt nur zu wünschen, daß die Vision, die er an den Schluß seines „neuen Tages“ setzte, sich bald erfülle:  
Und jetzt erhebt sich, o ewige Wonne,  
Ueber Reichenbergen leuchtende Sonne,

Hellt die Welt, die Reiter am Ufer,  
Des neuen Tages jauchzende Rufer,  
Gefattelt auf Herzen und Rechten,  
Die neuen Menschen am Grabe von Knechten.  
Und es brodelte das Blut, schäumt auf;  
Schäumt auf! Hinaus und hinauf  
Steigt steil ein Mann, weiß, stark und klar,  
Wie damals, als jung noch die Erde war.  
Weiche du, Krieg!  
Glaube ist Sieg!  
Im Blute gewaschen, ein strahlendes Ja,  
Der Tag, der neue, ist da, ist da!

Hans Myffeler.

## Philosoph und Künstler als Füsilier

Freund Robi geht gegen die Fünfzig und hat seit fast 20 Jahren kein Gewehr mehr in den Händen gehabt. Er ist Maler, dazu Denker und Grübler und kennt die Höhen und Tiefen des freien, manchmal allzufreien Berufes sehr gut. Daß ein solcher Typ Mensch Individualist reinsten Art ist, versteht sich von selbst. Dazu ist Robi ein Bohémien wie er im Buche steht. Nicht aus Mode, noch aus irgendwelchen äußeren Gründen, sondern eher im Unbewußten, im Denken, im Fühlen, im Arbeiten . . . im Leben schlechtthin. Seine Arbeitszeit richtet sich ganz nach seiner innern Einstellung den Problemen gegenüber. Sie kann auch erst nachts beginnen oder in den frühen Morgenstunden. So kommt unser Freund leicht in den Berruf überhaupt nicht oder nur wenig zu arbeiten. Was sieht schließlich ein Bürger vom Wesen eines Kunstbessenen, ja eines Bessenen, eines Künstlers und zudem Philosophen. Wie leicht kann er sich über scheinbare Neuzerlichkeiten hinwegtäuschen, wie schnell nimmt er witzig hingeworfene Worte als humorvolle Einstellung zum Leben hin und wie wenig weiß er im Grunde vom innern Kampf, ja von der oft ungeheuer schweren Tragik eines problematischen Künstlermenschen!

Und nun hat Robi den Stellungsbegehren erhalten. Zum bewaffneten Hilfsdienst soll er, mit Wolldecke und Rucksack ausgerüstet, antreten. Welch eine Umstellung im Leben eines Freien! Einer Freiheit übrigens, die oft mit schweren Opfern bezahlt werden muß und die nur der Kenner zu würdigen weiß. So erhält plötzlich das Leben ein völlig anderes Gesicht. Um 5 Uhr früh muß unser Freund aufstehen um zum vorbestimmten Zeitpunkt in der tessinischen Hauptstadt einzurücken. Wir geben ihm per Rad das Ehrengelände bis zur nächsten Bahnstation. Hier sammeln sich eine große Anzahl nunmehriger Kollegen. Das Kollektive beginnt sich bereits bemerkbar zu machen. Der Zug fährt, wir winken und das Leben tritt — für ihn — in eine neue Phase ein.

Der erste Urlaub ist da und mit ihm Robi in unserer Mitte. Ich kenne seine ironisierende, über alles witzelnde, leicht scheinende und doch schwere Art. Darum interessiert mich seine Einstellung zu seiner Lebensumstellung doppelt. Und er erzählt, sich nach hier und dort wendend, im Stehen oder Sitzen, im Trinken oder Rauchen, wie es gerade kommt.

„Boveri Svizzera!“ haben sie, grinst er, unsere Kompagnie genannt, die wir, in Militärmäntel gehüllt, aber mit Privatschuhen und dito Hosen versehen, durch die Stadt marschierten. Manchesterstoffe, Knickerbocker, Beinbullen mit Bügelfalten, andere mit Harmonikaquergebirge und ebenso phantastische Schuhe gaben uns wohl ein verdammt sonderbares Aussehen und die Leute glaubten, unser Land sei in höchster Gefahr, weil man so armselig dreinschauende Schweizer brauchen müsse. Daß der Stahlhelm und das Gewehr solcherart mindestens komisch wirken mußte, kann man sich denken. Besonders „neuartig“ war

natürlich das Aufstehen um 5½ Uhr in der Frühe, erst noch wenn man an die bisherigen persönlichen Gepflogenheiten denkt. Dann das Turnen, das ganz Entlockern und das Gehorchenlernen. Ach, sagt uns der neue Füsilier, oder der „Futschiliere“, wie man sie hier nennt, Probleme haben wir! so z. B. ob es Käse gebe, wie der nächste Fraß sein werde oder ob das Gewehr sauber sei. Denken, vor allem eigenes Denken, ausschaltet, nicht erwünscht, nicht anwendbar. Man gehorcht und punktum. Oh, man nimmt Dinge wichtig, die man als Philosoph bisher für sehr unwichtig ansah. Wie kleine Schüler vor dem gestrengen Herrn Lehrer wird man wieder, sieht auf den Nebemann und spricht mit ihm über Kleinigkeiten, die hier sehr wichtig sind, saubere Knöpfe, exakte Zeiteinteilung und andere schwierige Sachen.

Umwertung aller Werte! Unser Freund wird ernst, eigentlich sehr ernst sogar. Gestern, sagt er, haben wir Scharfschießen gehabt, ich war Zeiger und so hörte ich jede Kugel, wie sie, leise laufend und doch hart aufschlagend, über meinen Kopf hin ging. Jeder Schuß sein genaues Ziel, jeder Schuß wenn möglich ein Mensch. Soweit haben wir's nun also gebracht. Die Situation sieht dermaßen an der „Front“ ganz anders aus, als hier im Hinterland. Die exakten Befehle, die spürbare Gefahr, die ganze Situation ist letzten Endes tief ernst. Viele haben diesen Ernst noch nicht erfasst, denken, es gebe um eine leichte Sache, aber wir Soldaten, so ändert unvermittelt der Erzähler, stehen mittendrin, wir fühlen den Krieg und die Gefahr, aber wir denken nicht und unsere Probleme sind anderer Art als es sonst Probleme zu sein pflegen. Wir sind Marionetten, hängen an Fäden, werden gezogen oder geschoben, doch wir können auch lachen und singen und die Extreme sind sehr nahe beisammen. Der Füsilier hat sein eigenes Leben und dann — kommt plötzlich der Maler zum Vorschein —, habe ich Motive im Dienst gesehen für mindestens 10,000.— Fr.! Robi grinst und bestellt ein neues Bier, aber zwischen seinen Randbemerkungen kann man unversehens zu frieren anfangen, trotz des wunderbaren Tessinerwetters.

Es ist Nacht geworden, man tanzt sogar und auch die Soldatenbraut ist anwesend, jung, schön, mit glänzenden Augen. Unser Freund aber weiß vom Schicksalhaften, Bedingten, von gewissen Notwendigkeiten, die sich auf unserer Welt abzuspielen beginnen. Mit ironischen Blicken schaut er auf das tanzende Volk, auf diese andere Welt, die mit verbundenen Augen dahinglebt und doch nicht anders kann. Siehst du den Mond, Geliebter? fragt die „Braut“ beim Heimgehen, der Füsilier aber singt etwas von Soldaten, die auf Kanonen wohnen. Der Philosoph mit der tragischen Tiefe, der Maler mit dem großen Empfinden und der Mensch mit dem wissenden Blick, sie alle in einem vereinigt, hört man auf dem mitternächtlichen Heimweg lachen, es ist ein Lachen, das sehr wenig füsilierhaft klingt . . . ek.